

Mary DeMuth

Ein
Gott,
der mich
nie
im Stich
lässt

Was wir von Frauen der Bibel lernen können,
die übersehen und von Gott gefunden wurden

Aus dem Englischen von Elke Wiemer


GerthMedien

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG („Text und Data Mining“) zu gewinnen, ist untersagt.

Titel der Originalausgabe: *Most Overlooked Women of the Bible*
Published by Regnery Faith, 307 West 36th Street, 11th Floor, New York, NY 10018, USA.
Regnery Faith™ is an imprint of Skyhorse Publishing, Inc.^(R), a Delaware corporation.
© 2025 by Mary DeMuth
© 2026 by Gerth Medien in der SCM Verlagsgruppe GmbH
Max-Eyth-Str. 41 · 71088 Holzgerlingen
gerth.de
Published by arrangement with Regnery Publishing.

Sofern nicht anders angegeben, wurden die Bibelzitate der folgenden Übersetzung entnommen: Neues Leben. Die Bibel, © der deutschen Ausgabe 2002 und 2006 R.Brockhaus in der SCM Verlagsgruppe GmbH, Holzgerlingen
(www.brockhaus-verlag.de)

Weitere verwendete Übersetzungen:

das Buch. Neues Testament, Psalmen, Sprichwörter – übersetzt von Roland Werner,
© 2009/2014/2022 R.Brockhaus in der SCM Verlagsgruppe GmbH, Holzgerlingen
(www.brockhaus-verlag.de) (DBU)

Gute Nachricht Bibel, revidierte Fassung, durchgesehene Ausgabe,

© 2000 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart (GNB)

Zürcher Bibel, © 2007 by TVZ Theologischer Verlag Zürich AG (ZB)

1. Auflage 2026

Bestell-Nr. 821185

ISBN 978-3-98695-185-6

Lektorat: Esther Middeler – www.middeler.com

Umschlaggestaltung: Mareike Schaaf

Umschlagmotiv: Ben White; Lightstock.com

Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg

Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

*Für Phyllis Yount,
die Freundin, die niemanden übersieht*



Inhalt

Einleitung	9
<i>Kapitel 1</i>	
Tamar, die Vergessene	17
<i>Kapitel 2</i>	
Mirjam, die Unbesungene	41
<i>Kapitel 3</i>	
Zelofhads Töchter, die Unbeachteten	63
<i>Kapitel 4</i>	
Debora, die Bestürzte	83
<i>Kapitel 5</i>	
Abigajil, die Gefangene	103
<i>Kapitel 6</i>	
Joscheba, die Unbemerkte	125

<i>Kapitel 7</i>	
Hanna, die Frau ohne Anerkennung	139
<i>Kapitel 8</i>	
Marta, die Hastige	161
<i>Kapitel 9</i>	
Lois und Eunike, die Älteren	185
<i>Kapitel 10</i>	
Junia(s), die Frau mit dem falschen Namen	207
Schlusswort	225
Danksagung	229
Anmerkungen	231



Einleitung

Mein Leben war eine Aneinanderreihung von Lektionen, in denen ich versucht habe, „alles“ richtig zu machen, und dennoch nicht für meine Bemühungen belohnt wurde. Ich weiß jetzt, dass ich nur deshalb all diese gesellschaftlichen Verrenkungen gemacht habe, weil ich ein Loch von der Größe von Texas in meinem Herzen hatte. Seine Form war durch meine Herkunftsfamilie geprägt worden, die meine Bedürfnisse nie erfüllen konnte oder wollte. Ich sehnte mich danach, von meiner Mutter und meinem Vater geliebt zu werden, und da ich ein Einzelkind war (bis meine Halbschwester auftauchte, obwohl wir nie unter einem Dach lebten), hielt ich auf dem Schulhof und im Klassenzimmer nach Jungs und Mädchen Ausschau, zu denen ich eine Freundschaft oder wenigstens eine Verbindung aufbauen konnte. All die Leere erzeugte in mir ein verzweifeltes Verlangen nach Anerkennung, das nie ganz gestillt werden konnte.

Kennst du das?

Ich war ein spindeldürrs Mädchen ohne jegliche sportliche Begabung und es deshalb gewohnt, beim Völkerball oder jeder anderen Mannschaftssportart als Letzte ins Team gewählt

zu werden. Als Teenager stand ich bei Tanzveranstaltungen nur am Rand und sah zu, wie all die beliebten Mädchen von den Jungs aufgefordert wurden und mit ihnen Stehblues tanzten. Bei meinem ersten und einzigen (ziemlich peinlichen) Schönheitswettbewerb musste ich mitansehen, wie Mädchen mit schlechterem Notendurchschnitt nur wegen ihres Aussehens akademische Auszeichnungen erhielten, ich jedoch nicht. In der Oberstufe beneidete ich die Mädchen, die schon einen Freund hatten, und fragte mich, warum Gott mich nicht genug liebte, um mir auch einen zu gönnen. (Heute bin ich dankbar, dass ich keinen hatte, aber damals fühlte ich mich einfach unbeachtet und unbedeutend.) Auf der Uni probierte ich verschiedene Identitäten aus, in der Hoffnung, dass eine davon mir die Aufmerksamkeit verschaffen würde, nach der ich mich so sehnte.

Als ich heiratete und Kinder bekam, erwartete ich, dass dieses Bedürfnis nach äußerer Anerkennung in mir nachlassen würde. Schließlich hatte ich das, wonach ich mich mein ganzes Leben lang gesehnt hatte – eine Familie, endlich. Aber dieser unauslöschliche Wunsch, wahrgenommen zu werden, blieb, auch wenn er zwischen Windeln und dem jungen Familienleben etwas abflaute.

Eine Buchveröffentlichung half auch nicht wirklich. In der Verlagswelt muss man sich ein dickes Fell zulegen, um der Flut von Ablehnungen zu trotzen, was den inneren Schmerz und die Sehnsucht nach Anerkennung nur noch verstärkte. Es ist eine Tretmühle, die nirgendwo hinführt, ein Ziel am Horizont, das man nie erreicht. Ich erinnere mich noch an eine Begegnung mit einem Verleger zu Beginn meiner Karriere. Er schüttelte mir bei einer Veranstaltung die Hand. (Er hatte mich bemerkt!) Dann ließ er meine Hand los, sah mir in die Augen und sagte:

„Wir sind von Ihren Buchverkäufen so enttäuscht“, und dann ging er weiter. Seine deutlichen Worte und wie er sich dann abwandte, blieben mir noch lange im Gedächtnis. (Tun sie immer noch, wenn ich ehrlich bin.)

Übersehen zu werden, bedeutet, sich unwichtig, ungesehen und ungehört zu fühlen. Das erzeugt einen Schmerz, der nur schwer zu überwinden ist. Und ich glaube, es gehört zum Menschsein dazu. Da so viele von uns um Aufmerksamkeit buhlen, ist es kein Wunder, dass es nicht mehr viele Menschen gibt, die diese verschenken. Wir sind alle so sehr damit beschäftigt, unsere eigenen Bedürfnisse zu befriedigen, dass wir übersehen, dass auch alle anderen leiden.

Im Neuen Testament wird dies in Apostelgeschichte 6,1 eindrucksvoll beschrieben: „In dieser Zeit, als die Zahl der Nachfolger von Jesus immer größer wurde, äußerten die, die in ihrer Kultur und Sprache griechisch geprägt waren, ihre Unzufriedenheit gegenüber denen, die von Kultur und Sprache her Hebräer waren. Denn in der täglichen Verteilung der Lebensmittel wurden die Witwen in ihrer Gruppe *immer wieder übersehen*“ (DBU; Hervorhebung der Autorin). Diese Worte – „immer wieder übersehen“ – werden im Griechischen mit *paratheoreo* wiedergegeben, was von *para* – „von, bei, an“ – und *theoreo* – „sehen, schauen, zusehen“ – kommt.

An der zweiten Hälfte des Wortes kannst du ablesen, woher das Wort „Theorie“ kommt. Hat schon einmal jemand an einer falschen Theorie über deine Person festgehalten? Dann wurdest du vielleicht *ge-paratheoreo-t!* Im Griechischen bedeutet das Wort je nach Kontext auch „geringe Beachtung schenken“.¹ In dieser Wortwahl steckt ein Vergleich. Mit anderen Worten: Wenn man zwei Menschen vergleicht, wird der eine übersehen, weil er nicht mit dem anderen mithalten kann. Der eine

wird nicht bedient, während der andere es „verdient“, bedient zu werden.

Aber es muss nicht explizit „übersehen“ im Bibeltext stehen, um zu erkennen, dass es in der Bibel viele Menschen gab, die schmerzlich zu spüren bekamen, was es heißt, verglichen zu werden und dabei den Kürzeren zu ziehen. Mir kommt da Josef in den Sinn. Seine eigenen Brüder „übersahen“ sein Menschsein und verkauften ihn in die Sklaverei. David, der Hirtenjunge, wurde von seinem Vater übersehen, als der Prophet einen seiner Söhne zum künftigen König salben wollte. Jeremia, der unter Tränen über Gottes Gericht am Volk Israel klagte, erhielt für seine unbequemen Prophezeiungen eine besondere „Belohnung“: Man warf ihn in eine Zisterne, wo er für eine Zeit vollständig aus den Augen der Menschen verschwand. Jesus, der aus der unbedeutenden Stadt Nazareth stammte, wurde von den Menschen, denen er dienen wollte, unterschätzt, verleumdet und abgelehnt. Der Apostel Paulus schrieb viele Briefe, in denen er sein Apostelamt gegenüber denjenigen verteidigte, die ihn anscheinend nur zu gern ablehnten.

Natürlich wird in der Bibel nicht nur von Männern berichtet, die übersehen oder ignoriert wurden. Das passierte auch vielen Frauen. Wie sie mit der Ablehnung, die sie erfuhren, und ihren diesbezüglichen Gefühlen umgingen, davon können wir heute viel lernen. Wie ich bereits im ersten Buch dieser Reihe – *Ein Gott, der mich sieht* – geschrieben habe, machen wir oft den Fehler, die Menschen in der Bibel nur als Figuren in einer Geschichte zu betrachten, statt als reale Personen mit ähnlichen Problemen und Ängsten wie wir. Sie waren keine Übermenschen, sie waren einfach nur Menschen. Wenn wir endlich begreifen, dass die Bibel voll von Menschen wie du und ich ist, werden die

Geschichten darin zur persönlichen Ermutigung, aber auch zu einer Warnung.

Es gibt eine Fülle von Frauen in der Bibel, die übersehen wurden, und so war es eine echte Herausforderung, für dieses Buch die „richtigen“ auszuwählen. Ich wollte nicht die gleichen zehn Frauengeschichten wie im letzten Buch verwenden, obwohl es einige Überschneidungen zwischen unverstandenen und übersehenen Frauen gibt. Ich wählte die Frauen dieses Buches aus, weil ihre Geschichten mir zeigen, dass sie ignoriert wurden oder ungehört blieben, entweder von den Menschen ihrer eigenen Zeit oder von Theologen, die sie über die Jahrtausende hinweg massiv unterschätzt haben. Ich möchte jeder dieser Frauen Leben einhauchen und sie als echte Menschen aus Fleisch und Blut präsentieren, damit man das Gefühl hat, sie persönlich zu kennen. Auf den folgenden Seiten werde ich das durch die Kraft von Geschichten tun, wobei ich mich stark auf den biblischen Text stütze, um jede Erzählung zu untermauern, sowie auf die Wissenschaft, um dir zu helfen, ihren historischen Kontext und ihre einzigartigen Situationen zu verstehen. Jedes Kapitel beginnt mit einem fiktionalen historischen Bericht und endet mit einem „Was bedeutet das für dich“-Teil: Wie wirkt sich jede Geschichte auf dich aus, wenn du selbst dich übersehen fühlst? Was können wir alle von den mutigen Antworten dieser Frauen auf die erlebte Ungerechtigkeit lernen?

Gemeinsam werden wir mehr erfahren über:

- Tamar, die dringend für Nachwuchs sorgen musste
- Mirjam, die im Schatten der großartigen Geschichte von Mose verschwindet

- die Töchter von Zelofhad, die um ihre Existenz kämpfen mussten
- Debora, die ein ganzes Volk richtete und führte
- Abigajil, deren Heirat mit Nabal sicherlich ihr Untergang hätte sein können
- Joscheba, die einen Thronfolger versteckte und so die königliche Linie Davids bewahrte
- Hanna, die verwitwete Prophetin, die Jesus als Säugling im Arm hielt
- Marta, die besorgte und genervte Schwester, die völlig mit den Vorbereitungen für die Gäste beschäftigt war
- Oma Lois und Mama Eunike, die den Apostel Timotheus liebten und aufzogen
- Junia, die Apostelin, deren Name in der Auslegungsgeschichte von manchen früh- und neuzeitlichen Theologen in „Junias“ umgewandelt wurde, die so aus ihr nachträglich einen Mann machten

Ich bin dankbar, dass ich die Gelegenheit habe, gemeinsam mit dir auf die Reise zu gehen. Stell dir vor, wie ich meinen Arm um dich lege (wenn du das magst) und dich sanft an die wagemutige Art und Weise erinnere, wie Jesus Christus die Menschen wirklich gesehen und gehört hat. Er zeigte uns das Herz seines Vaters. Er suchte und rettete diejenigen, die sich verloren und isoliert fühlten. Er ging denen nach, um die sich niemand scherte. Er beachtete die Unbeachteten. Er hörte die Ungehörten. Er sah die Unsichtbaren. Er würdigte diejenigen, die die Gesellschaft für unwürdig hielt. Er sah in jedem Menschen, dem er begegnete, das Abbild Gottes, und er tut das auch heute noch. Ganz gleich, wie übersehen du dich in deiner Kindheit (oder erst letzte Woche) gefühlt hast: Es gibt einen Erlöser, der

dich ganz bestimmt sieht. Es gibt einen, der dich bemerkt und sich über dich freut. Es gibt einen, der dich nie und nimmer verlässt oder sich von dir abwendet.

Gute Geschichten haben Helden. Sie werden dir in den Erzählungen von diesen mutigen Frauen begegnen. Und du wirst auch viele Schurken erleben. Aber der mit Abstand größte Held der biblischen Geschichte ist Jesus von Nazareth, der weiß, wie es ist, unterschätzt oder übersehen zu werden. Er hat tiefes Mitgefühl mit dir. Und in Hebräer 7,25 steht: „Er lebt ewig und wird vor Gott für [dich] eintreten.“ Er ist für dich da. Er sieht deine Schwachheit und deine unausgesprochenen Bedürfnisse und weiß, wovon du insgeheim träumst. Er ist gut. Und er will auch dir ein gutes Leben schenken.

Du bist nicht die Summe dessen, was über dich gesagt wurde. Du hast vielleicht Phasen erlebt, in denen du übersehen wurdest, aber *paratheoreo* ist nicht die Realität, in der du leben musst. Selbst wenn die ganze Menschheit dich als Allerletzte in die Mannschaft wählt, so hat Gott dich doch vor Erschaffung der Welt erwählt, ein erfülltes Leben zu führen, das seinen Charakter widerspiegelt, und von seiner alles erfüllenden Gegenwart erfüllt zu sein. Ich teile deine Trauer über die Zeiten, in denen du übersehen wurdest. Ich weiß, wie sehr es schmerzt, so behandelt zu werden. Ich weine mit dir über die Phasen, in denen du das Gefühl hattest, keine Stimme zu haben. Diese Erlebnisse sind real und spiegeln das wahre Leben in einer gefallenen Welt wider.

Aber sie machen dich nicht aus.

Wenn ich auf diese Zeiten zurückschaue, in denen ich außerhalb der „guten“ (oder auch weniger guten) Gesellschaft stand, kann ich mir vorstellen, wie Jesus dort neben mir steht und sich mit mir anfreundet – selbst in den Zeiten, in denen ich mich

jeder Freundschaft und selbst der Gesellschaft von Bekannten beraubt fühlte. Er liebte mich, als ich nicht akzeptiert wurde. Das war mir damals vielleicht nicht bewusst, aber ich bin auf ewig dankbar dafür, dass ich diese Annahme und Freundlichkeit mir gegenüber heute verstehe.

Komm mit mir auf dieses Abenteuer, und lass uns in die Geschichten dieser Frauen eintauchen, die wie du und ich den Schmerz erlebt haben, übersehen zu werden, und die doch durchhielten. Sie ließen nicht zu, dass die Art und Weise, wie andere sie behandelten, darüber bestimmten, wer sie waren oder wie sie lebten. Während die anderen fanden, dass sie hinter ihresgleichen zurückblieben, klammerten sie sich an ihren Schöpfer und gingen vertrauensvoll Schritte des Glaubens. Und das wünsche ich mir auch für dich: dass du ebenso erkennst, wie wertvoll es ist, mit Jesus zu gehen, der dich immer sieht, der für dich gestorben ist, damit du in einer Beziehung zu ihm leben kannst und der das traurige Gefühl kennt, übersehen zu werden. „Dieser Hohe Priester versteht unsere Schwächen, weil ihm dieselben Versuchungen begegnet sind wie uns, doch er wurde nicht schuldig“ (Hebräer 4,15).

Jesus versteht dich. Er versteht deinen inneren Schmerz. Er ist bei dir, während du dieses Buch liest.



Kapitel 1

Tamar, die Vergessene

Ihr Schwiegervater schien einen Knacks wegzuhaben, weil er nicht der Erstgeborene, sondern das vierte Kind einer ungeliebten Frau war. Der Erstgeborene bedeutete mehr in der Familie und in der Gesellschaft, genau wie die Kinder der Lieblingsfrau. Das wusste Tamar nur zu gut. Die Hackordnung in einer Familie mit komplizierten Beziehungen und Regeln bedeutete, dass sie wenig Auswahl hatte, wenn sie überleben wollte.

Überleben. Dieses Wort hallte in ihr wider, während sie durchs trockene Tal des Wartens ging, das sich vor ihr ausbreitete wie ein langer Weg zu einer verborgenen Zisterne, die nur darauf wartete, sie zu verschlingen. Sie strich sich über das Handgelenk, der einzige Teil ihres Körpers, der noch unberührt schien von den Spuren der Sorgen. Es war nicht so faltig wie die Haut um ihre Augen, wenn sie sie auf der Suche nach einer flüchtigen Hoffnung zusammenkniff.

Bei den ersten kleinen Problemen in ihrer Ehe mit Judas Erstgeborenem, Er, hatte Tamar seine Bosheit zu spüren bekommen. Wie die meisten jungen Frauen ging sie in die Ehe mit einem Gemisch aus Angst und Freude darüber, dass nun

endlich ihr eigenes Leben begann, nicht mehr unter der Aufsicht ihrer Eltern, sondern als sorgfältig erwählte Ehefrau. Aber sobald sie den Brautschleier abgelegt hatte und Er in die Augen sah, zog sich ihr Magen zusammen. Er sah sie mit kaltem, höhnischem Blick an, als er verächtlich ihren Namen nannte. *Tamar*. Als ob ihr Name nicht „liebliche Dattelpalme“ bedeutete, sondern ein Schimpfwort mit bitterem Beigeschmack sei.

Instinktiv wich sie im Zelt vor ihm zurück, so wie man vor einer Giftschlange zurückweicht. Sein kalter Schatten kam über sie und sie schauderte. Sie erinnerte sich an die alten Geschichten von der listigen Schlange im Garten, die darauf aus gewesen war, alle zu zerstören, und sie hatte Angst, dass sie mit einem ihrer listigen Diener verheiratet worden war. Schon bald machte sie Bekanntschaft mit dem stechenden Schmerz einer Ohrfeige – bis es normal wurde. Aber das Schlimmste waren seine Worte. Ein Satz nach dem anderen, mit dem er sie verächtlich heruntermachte. Seine Bosheit galt jedoch nicht nur ihr. Sein heimtückisches Verhalten kam aus einem falschen Herzen, mit dem er sogar seine Familie belog, und das alles mit einem Lächeln auf seinem bärtigen Gesicht.

Sie wusste, dass der Gott des Bundes die Gebete der Verzweifelten erhörte, und so wurde er ihr einziger Trost. Tamars Bitten wurden zu einem Flehen ohne Worte, als würde ihr Herz unverständliche Worte beten, während ihre Augen überquollen. Die Last, mit Er verheiratet zu sein, war weitaus größer als die Last eines Lebens in ihrer eigenen Familie. „Bitte“, betete sie. „Bitte.“

Tamar erinnerte sich an die Geschichten von Hagar, Saras Dienerin, die verlassen, beraubt und verloren gewesen war, und

doch hatte der allmächtige Gott sie in der Wüste gefunden, als sie weggelaufen war. Genau wie Hagar, litt auch Tamar unter der Last, eine Außenseiterin zu sein. Während Hagar Wüsten-erlebnis die Isolation gewesen war, lebte in Tamars Wüste ein unberechenbarer Schakal.

„Tamar!“, brüllte es aus ihrer Behausung.

Sie kannte es und fühlte es in ihrem Innern. Sie atmete tief durch, um sich zu beruhigen, und ging dann in das muffige Zelt.

Was dann kam, war die altbekannte Schimpftirade wegen ihrer angeblichen Unfruchtbarkeit, wie schwächlich sie war, nicht besser war als ein dreckiges, kaputtes Gefäß.

„Du bist ein Nichts!“, brüllte er. Obwohl er kaum größer war als sie, ließ die Nachmittagssonne, die durch den Zelteingang fiel, seinen Schatten wie einen Nephilim, einen bedrohlichen, wütenden Riesen erscheinen. Er kam auf sie zu und spuckte ihr ins Gesicht.

In diesem Moment hielt Gott den Zeitpunkt für gekommen, ihr Flehen, ihre Bitten zu beantworten. Ihr Mann richtete seinen Hohn weg von Tamar auf den Allmächtigen selbst und reckte die Faust zu Himmel mit abscheulichen, grässlichen Worten. Plötzlich weitete sich sein Blick, als sähe er eine Erscheinung. Die Gotteslästerungen lagen noch auf seinen Lippen, als er zu Boden fiel und kalt und steif dalag.

Als Juda seinen toten Sohn sah, schien es ihn nicht zu überraschen. „Er ist Schuas Sohn“, sagte er zu Tamar. „Es ist das kanaanitische Blut meiner Frau in seinen Adern, das das verursacht hat.“ Er schien resigniert, als hätte er immer gewusst, dass es einmal so enden würde. Dann holte er tief Luft. Er winkte Tamar, sie solle ihm nach draußen ans Tageslicht folgen, weg vom Gestank des Todes.

Sie zog sich ihren Schleier über und fragte sich, warum sie nichts als Erleichterung über Ers Tod empfand.

„Du kennst doch das Gesetz der Schwagerehe, oder?“, fragte Juda.

Tamar nickte.

„Um meine Blutlinie fortzuführen, werde ich dich Onan geben. Er wird seine Pflicht mit dir erfüllen und für den notwendigen Nachwuchs sorgen.“

Sie schauderte. Er war böse gewesen, ja, aber Onan entstammte dem gleichen familiären Hintergrund. Würde ihr Leben unter seiner Hand anders werden?

Sie zog sich unter eine Dattelpalme zurück, um ihre Nerven zu beruhigen, aber sie konnte die Unterhaltung zwischen Juda und Onan trotzdem hören.

„Nein!“, erwiderte Onan giftig. Obwohl er nichts weiter sagte, wusste Tamar, was er meinte. Er wollte die Witwe seines Bruders nicht. Sie war nicht sein Wunsch.

„Heirate Tamar“, sagte Juda noch einmal mit fester, aber ruhiger Stimme, „so wie unser Gesetz es für den Bruder des Verstorbenen vorschreibt. Du musst deinem Bruder Nachwuchs verschaffen.“

Onan spuckte auf den Boden und stolzierte hin und her, bis er einen Trampelpfad in den Sand gezogen hatte. Aber schließlich gehorchte er.

Niemand will die letzte Wahl sein, überlegte Tamar, während sie versuchte, sich in Onan hineinzusetzen. Im Hochzeitszelt wagte sie zu hoffen, dass sich seine Haltung ändern würde, wenn sie erst einmal schwanger wäre. Aber diese Chance bekam sie nie; jedes Mal, wenn sie zusammenkamen, zog er sich zurück und ließ die potenziellen Kinder aufs Ehebett tropfen.

Tamars verzweifelt Flehen zum Allmächtigen bekam einen bitteren Beigeschmack. Welche Hoffnung blieb ihr noch in einer Welt, die darauf aus war, ihr einen Erben vorzuenthalten? Und wie sollte sie noch einmal die zornigen Blicke eines Mannes ertragen? Als er sich wieder einmal selbst befriedigt hatte, ohne ihrem Leib seinen Teil zu geben, sah Onan auf sie herab und sagte: „Ich verachte dich.“

Zwei Tage später nahm Gott Onans Leben. Sein Tod war nicht so plötzlich und schnell wie bei Er. Seine Lebenskraft verwelkte schnell, seine Haut wurde fahl und er atmete schwer und röchelnd.

Als Juda seinen zweiten toten Sohn sah, wandte er sich wieder zu Tamar. Obwohl er nichts dergleichen sagte, spürte sie doch, wie er sie verurteilte. Das Einzige, was die beiden verstorbenen Brüder (Judas einzige Hoffnung auf die Erhaltung seiner Blutlinie) gemeinsam gehabt hatten, war sie. Er musste denken, dass sie der Fluch war, der beiden das Leben gekostet hatte.

Sie wollte etwas sagen, irgendetwas, um seine finsternen Gedanken auf das Licht zu richten, aber sie sagte nichts.

Juda bat sie wieder einmal, aus dem Zelt zu gehen.

Sie zog ihren Schleier über und blinzelte in der heißen, erbarmungslosen Sonne. Sie wollte sich einfach nur in ihrem Zelt auf den Boden legen und überlegen, wie es jetzt am besten weitergehen sollte. Schließlich war Schela, der dritte Bruder nach Er und Onan – ihr rechtmäßiger dritter Ehemann nach dem Gesetz der Schwagerehe –, noch ein Kind. Vielleicht würde Juda ihr Zuflucht bieten, bis er alt genug war, um zu heiraten – aber irgendetwas in ihr sagte, dass das nicht passieren würde.

Juda räusperte sich und hustete. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und fasste sich dann an den Bart. Er drehte sich

von ihr weg. „Kehre in dein Elternhaus zurück und bleib Witwe, bis mein Sohn Schela alt genug ist, um dich zu heiraten.“

„Aber ...“, Tamar wollte noch etwas sagen, wollte dafür plädieren, dass sie hierbleiben musste, um sicherzustellen, dass sie tatsächlich mit Schela verheiratet werden würde. Aber sie wusste, wie nutzlos solche Garantien waren. So verhallte ihr Einwand unausgesprochen in der Mittagshitze.

Tamar sammelte ihre wenigen Habseligkeiten ein und zog, wie Hagar, in die Wüste, in die Richtung, in der ihr früheres Elternhaus lag. Auf der langen Reise gingen ihr ständig die Worte „unfruchtbar“ und „beraubt“ durch den Kopf. Sie war jetzt eine Witwe. Für immer für die Ehe untauglich. Dazu bestimmt, ihr Leben kinderlos und unfähig, für sich selbst oder ihre Eltern zu sorgen, zu verbringen.

Mit gesenktem Kopf kam sie zu Hause an und wagte nicht, den Blick zu haben oder zu erklären, was passiert war. Sie zog die Trauerkleider an und sagte nichts.

Jahre vergingen. Tamars Trauer aber nicht. Sie trug weiter die Kleidung einer Witwe, und das würde sie so lange tun, bis Gott die Situation wenden würde.

Trotz der Güte ihrer Eltern und Geschwister, tat es weh, zuzusehen, wie ihre Geschwister einer nach dem anderen heirateten, Nachwuchs bekamen und damit abgesichert waren. Ihr einziger Trost war ihr Glaube an einen Gott, der Unfruchtbaren Kinder schenkte und die Bösen bestrafte. Gewiss sah er ihre Not. Aber in all ihrer Trauer stieg auch eine entschlossene Treue in ihr auf. Ihr Volk musste fortbestehen, Generation für Generation. Hatte Gott nicht ihrem Stammvater Abraham verheißen, dass seine Nachkommen so zahlreich sein würden wie die Sandkörner in der Wüste und wie die

Sterne am Himmel? Juda hätte wild entschlossen sein müssen, dafür zu sorgen, dass das Erbe seines Erstgeborenen fortgeführt wurde, um Anteil an dieser Sand-und-Sterne-Verheißung zu haben. Aber da sein Sohn Schela inzwischen im heiratsfähigen Alter war und er sie noch nicht zurückgerufen hatte, konnte sie daraus nur schließen, dass Juda sich weigerte, das Richtige zu tun – nicht nur für sich selbst, sondern für das ganze Volk. Warum tat er nicht, was richtig war?

Es verbreitete sich das Gerücht, dass auch Juda inzwischen Witwer war.

Und jetzt? Ein Türspalt. Ein kleiner Lichtblick.

Eine von Tamars Dienerinnen, Noa, kam herein und öffnete den Zelteingang, sodass die Sonnenstrahlen ins Zelt fielen. Die Staubteilchen wirbelten in den einfallenden Lichtstrahlen durch die Luft. „Hast du schon gehört?“, sagte Noa. „Dein Schwiegervater geht zur Schafschur nach Timna.“

„Bitte Sorge dafür, dass ich allein bin“, sagte Tamar zu ihr.

Sofort legte sie die Witwenkleider ab und machte ihr Gesicht frisch. Sie legte farbenfrohe Kleider an, die sie schon lange nicht mehr angehabt hatte, und verschleierte ihr Gesicht. Ohne Begleitung machte Tamar sich auf den Weg nach Enajim, und ihr Herz pochte bei jedem Schritt. Enajim lag auf dem Weg nach Timna und Juda musste hier vorbeikommen, um nach Timna zu kommen. Je näher sie dem Ort kam, desto mehr wuchs die Entschlossenheit in ihr. Wenn Juda nicht von selbst das Richtige tat, würde sie ihn dazu bringen.

Müde von der Reise setzte sie sich an den Wegrand am Tor von Enajim, immer noch verschleiert. Stunden vergingen, während sie Ausschau hielt nach der vertrauten Gestalt ihres Schwiegervaters. Sie blinzelte durch ihren Schleier hindurch

und erkannte ihn schließlich an seinen ihr wohlbekannten hängenden Schultern.

Mit hungrigem Blick, nach der zwangsweisen Enthaltbarkeit als Witwer, sah Juda Tamars farbenfrohe Kleidung und dass sie am Straßenrand stand – wo die Prostituierten sich bekanntermaßen versammelten.

Ihr Herz schlug schneller. Was, wenn er wusste, wer sie war? Was wäre wohl die Strafe für das, was sie vorhatte? Würde er ihr den Schleier vom Kopf reißen und ihren Plan zunichtemachen?

Sie sagte nichts, den Blick zu Boden gerichtet. Sie betete. Sie rief sich Hagar ins Gedächtnis, die Gott gesehen hatte.

Juda blieb stehen, den Blick fest auf sie gerichtet. Er sah sich um und räusperte sich. „Lass mich mit dir schlafen!“, sagte er frei heraus. Seine Stimme klang nicht sehnsüchtig, sondern fordernd und erwartungsvoll.

Tamar schluckte. „Was gibst du mir dafür?“, fragte sie.

Er hielt inne und überlegte. „Ich werde dir ein Ziegenböckchen aus meiner Herde schicken“, sagte er schließlich.

Typisch. Er ist ein Mann, der seine Versprechen nicht hält, überlegte sie. Er sagt viel, aber er hält sein Wort nicht. In ihr stieg etwas auf und sie antwortete mit fester Stimme: „Gib mir ein Pfand, bis du mir das Ziegenböckchen tatsächlich geschickt hast.“

Sie sah, wie ein Schatten der Enttäuschung über sein Gesicht huschte. Er verdrehte die Augen. „Was für ein Pfand willst du haben?“

Eine Fliege setzte sich auf ihre Tunika. Sie schnippte sie weg. Sie landete auf seiner Sandale, aber er schüttelte sie nicht ab.

„Ich will deinen Siegelring mit der Schnur und deinen Stab.“ Tamar spüre ihren Puls bis in die Fingerspitzen und beglück-

wünschte sich selbst, weil sie so viel verlangte. In Israel wurde Frauen nur wenig zugestanden, obwohl der Herr dem Volk geboten hatte, Mitgefühl mit den Witwen zu haben.

Sie fragte sich, ob Juda darauf eingehen würde, aber sie musste nicht lange auf die Antwort warten. Er reichte ihr den Siegelring an der Schnur und seinen Stab und führte sie dann zu einer abgelegenen Stelle abseits der Straße.

Er zögerte nicht mit seinem Verlangen. Und dann machte er es nicht wie Onan, der vor dem Höhepunkt abgebrochen hatte, sondern beendete es mit einem Seufzer und verließ sie hastig.

Als Tamar sich nach Hause wagte, wusste sie, dass ihr Leib Judas Akt bereitwillig angenommen hatte. Ihr Magen drehte sich, als wäre sie auf einem Schiff, das von den Wellen hin und her geworfen wird. Als sie wieder in ihr Zelt kam, nahm sie den Schleier ab und zog wieder die gewohnten Witwenkleider an. Sie vergrub den Siegelring und die Schnur in einer Ecke ihres Zeltes und stellte den Stab dazu.

Und dann wartete sie.

Drei Monate später, als Tamars Bauch anfang sich zu wölben, war es Noa, die ganz beiläufig erwähnte, dass Juda seinen Freund, den Adullamiter Hira, mit einem Ziegenböckchen losgeschickt hatte, um seine Pfänder einzulösen. „Doch Hira konnte sie nirgends finden“, sagte Noa. „Er fragte die Leute vor Ort: ‚Wo finde ich die Prostituierte, die hier in Enajim an der Straße saß?‘“

Noa warf Tamar einen wissenden Blick zu. „Sie sagten: ‚Hier gibt es keine Prostituierte.‘ Hira kehrte zu Juda zurück und berichtete ihm: ‚Ich konnte sie nirgends finden und auch die Leute des Ortes behaupteten, dass dort keine Prostituierte saß.‘“

Noa ging in die Ecke des Zeltens und berührte den Stab, der dort stand. Tamars unruhiger Magen zog sich zusammen. *Sie weiß es.*

Natürlich wusste jeder in ihrer kleinen Sippe, dass sie ein Kind erwartete, aber niemand (so dachte sie) wusste, wie das zustande gekommen war, denn Tamar hatte absolutes Stillschweigen bewahrt. Aber die Gerüchte verbreiteten sich trotzdem auf heimtückische Art in ihrer Sippe.

„Juda sagte: ‚Dann soll sie die Pfänder behalten, sonst werden wir noch zum Gespött des Ortes‘“, berichtete Noa und strich weiter über den Stab. „Und jetzt wurde Juda mitgeteilt: ‚Deine Schwiegertochter Tamar hat Hurerei getrieben. Und sie ist davon schwanger geworden.‘“

Tamar legte instinktiv ihre Hände auf ihren Bauch.

„Er verlangt, dass du vor das Dorf geführt und verbrannt wirst. Es ist nur noch eine Frage der Zeit, bis seine Männer bei uns im Dorf ankommen.“

Als Noa fertig berichtet hatte, betraten einige Männer ohne Einladung oder Erlaubnis Tamars Zelt. Einer packte sie am Arm und zog sie gnadenlos hinaus ins Licht. „Komm mit uns, du Hure!“

Tamar versuchte, die aufkommende Panik zu unterdrücken, und erinnerte sich daran, was sie wie einen Schatz unter ihrem Lager versteckt hatte – und warum sie überhaupt darum gebeten hatte.

„Was soll das?“, wollte Tamars Vater von der Meute wissen.

„Deine schwangere Tochter ist eine Hure, und wir sollen sie jetzt auf Judas Geheiß zu ihm bringen, damit sie verbrannt wird!“, erwiderten sie.

Tamars Vater wurde rot, erwiderte aber nichts.